

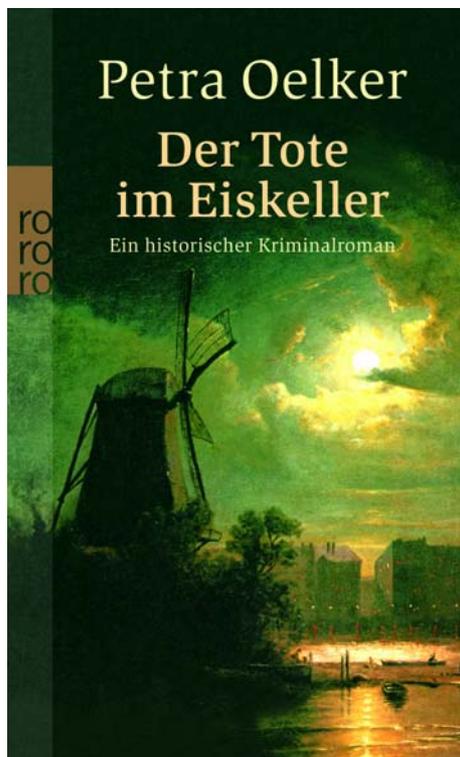


Leseprobe aus:

**Petra Oelker**

# **Der Tote im Eiskeller**

(Seite 9-14 )



## KAPITEL 1

### *Hamburg im August 1771*



**S**oll ich nicht doch einen Laternenträger holen lassen, Monsieur Hecker?» Der Wirt des *Schwarzen Adler* unterdrückte ein Gähnen und sah seinen letzten Gast besorgt an. «Ihr solltet so spät nicht alleine durch die Nacht gehen.»

«Wegen der paar Schritte? Vertanes Geld. Wir haben Halbmond und brave Nachtwächter, und wenn Ihr an diese seltsamen Kerle denkt, die sich in der letzten Zeit auf unseren Straßen herumtreiben – die sollen nur kommen.»

Wilbur Hecker, ein Mann von erheblichem Umfang und kurzem breitem Nacken, klopfte auf die ausgebeulte rechte Tasche seines Rocks, drückte sich den Dreispitz aufs spärliche Haar und machte sich auf den Heimweg. Nur wer genau hinsah, bemerkte sein leichtes Schwanken.

Der Wirt blickte ihm gleichmütig nach. Vom Licht des Mondes war in der Steinstraße, obwohl sie eine der breitesten der Stadt war, nicht viel zu sehen, die Gestalt in dem dunklen Rock verschmolz schon mit der Dunkelheit, nur die weiß bestrumpften Waden leuchteten noch. Beinahe sah es aus, als bewegten sie sich allein durch die Nacht. Die Straßen waren schlecht, und der regenreiche Sommer hatte sie nicht besser gemacht; Heckers Chance, ohne Sturz nach Hause zu kommen, war gering.

Achselzuckend schloss der Wirt die Tür. War er der Hüter seiner Gäste? Nur solange sie an seinen Tischen

saßen. Wenn Heckers Geiz eine Laterne verbat, trug er selbst die Schuld.

Er legte den Balken vor, öffnete die Fenster, damit die milde Luft der Spätsommernacht den Tabakqualm und den klebrigen Geruch von Bier, Wein und Ochsenbraten vertreibe, und goss den Rotsponrest aus Heckers Krug in eines der guten Gläser. Der edle Schluck war der Auftakt für den schönsten Teil des Abends: Er setzte sich mit der Kasse in den Lehnstuhl beim Kamin, zog den dreiarmigen Leuchter heran und zählte die Einnahmen. Selbst wenn er dabei nicht leise und in tiefer Zufriedenheit vor sich hin gesummt hätte, wäre ihm das plötzliche Verstummen der klappernden Absätze auf der einsamen Straße kaum aufgefallen.

Wilbur Hecker war ein ehrbarer Mann. Als Kaufmann hatte er es zu einigem Reichtum gebracht, den er besonders in seinem Sommerhaus mit dem großen, an exotischen Gewächsen reichen Garten gerne zur Schau stellte. Er war ein pflichtbewusster Gatte und Vater von vier Söhnen und einer Tochter, er besuchte an jedem Tag den Frühgottesdienst (in dem er höchstens für einige Minuten einnickte) – viel mehr wurde über ihn in der Stadt nicht gesprochen. Außer dass sein unermüdliches Bestreben, in die Reihe der Bürgerkapitäne aufgenommen zu werden, kurz vor dem Ziel stand. Von Lastern jeglicher Art war nichts bekannt, zumindest wurde von keinen geredet – was unweigerlich geschehen wäre, wenn es welche gegeben hätte. Dass er an jedem Donnerstagabend im *Schwarzen Adler* einkehrte, um mit einigen nicht ganz so honorigen Herren «ein Spielchen zu wagen», fiel da nicht ins Gewicht. Auch ein tugendhafter Mann brauchte ab und zu ein Vergnügen.

Böse Zungen behaupteten, es sei sein einziges, denn wer mit einer wie Madame Hecker verheiratet sei, müsse sein Amusement nun mal außerhalb des eigenen Heims su-

chen. Eine Behauptung, die keinesfalls gerechtfertigt war. Madame Hecker galt als recht schweigsame und zuweilen strenge Dame, doch sie war eine Frau von Verstand und bei aller Leidenschaft für die empfindsamen (und teuren) Gewächse in ihrer Orangerie eine gute Wirtschafterin, was sich jeder kluge Mann von seiner Gattin nur wünschen konnte.

Das wiederum flüsterten andere Stimmen, die auch der Ansicht waren, wer mit Monsieur Hecker verheiratet sei, werde bald schweigsam und tue gut daran, sich der Pflege eines kostspieligen Gartens zu widmen, weil es in einem solchen Leben sonst wenig Freude gebe.

Kurz und gut, das Eheleben der Heckers und das, was darüber geredet wurde, boten nichts Außergewöhnliches.

An all dies dachte Wilbur Hecker nicht, als er die Steinstraße hinuntertapste. Er hatte nie über seine Ehe nachgedacht, auch nicht über seine Frau. Er hätte nicht gewusst, wozu das nützlich sein sollte. Das Leben war, wie es war, und er hatte allen Grund, mit dem seinen hoch zufrieden zu sein.

In diesen Minuten dachte er nur an den netten kleinen Gewinn, den er Ascan Westmeyer abgeluchst hatte. Er hoffte, der neue Spieler in seiner alten Runde werde sich trotz des Verlustes, der für den reichen Privatier gewiss leicht zu verschmerzen war, auch am nächsten Donnerstag im Hinterzimmer des *Schwarzen Adler* einfinden. Es war angenehm und einträglich, mit einem Mann zu spielen, der ängstlich jedes Risiko mied und auch sonst berechenbar blieb. Vor allem aber hoffte er, dann mehr über dessen geheimnisvolle Mischung von Alpenkräutern zu erfahren, aus denen sich ein Elixier brauen ließ, das das Leben wenn auch nicht endlos machte, so doch erheblich verlängern konnte. Bei guter Gesundheit. An diesem Abend hatte Westmeyer, der sonst für seine Ge-

schwätzigkeit berüchtigt war, nicht mehr als einige vielversprechende Andeutungen preisgegeben.

«Jajaja», dachte Hecker, «das ist das Beste: bei guter Gesundheit.»

Und das war das Letzte, was er in dieser Nacht in zusammenhängenden Sätzen dachte. Es war nicht mehr weit bis zu seinem Haus in der Petritwiete, kaum mehr als zwanzig, in Anbetracht seines ziemlich unsicheren Ganges vielleicht dreißig Schritte, als er sich von kräftigen Händen mit einem Ruck in die Schwärze einer Toreinfahrt gezogen fühlte. Sein empörter Schrei erstickte in einem Lappen, der seinen Mund füllte und verschloss, und dann – was dann folgte, ging in einem Übelkeit erregenden Schwindel verloren. Bis ihn ein Schwall kalten Wassers wieder munter machte, stinkiges Wasser aus einem Fleet; bis der Knebel herausgezogen wurde und er, ehe er auch nur den Versuch machen konnte, um Hilfe zu schreien, gezwungen wurde, noch mehr Wein zu trinken. Wein? Nein, es war Bier, ein schales, saures Gebräu, er schluckte und spuckte und schluckte in panischer Angst, bis es wieder leer in seinem Kopf wurde, dumpf und schwarz, und er dachte, nun werde ihm auch kein Wunderelixier mehr zu einem biblischen Alter verhelfen können.

Als der Morgen graute und die Glocken zum Frühgottesdienst riefen, eilte der zweite Prediger von St. Petri die enge Treppe im dritten Pastorenhaus hinunter, nur ein hastiges Gebet verhinderte, dass er über den Talar stolperte und sich den Hals brach. Ein kleines Gebet half eben immer, sogar wenn er verschlafen hatte. Das hatte ihm ausgerechnet heute passieren müssen, da der erste Prediger mit einer Missstimmung der Galle niederlag und er die unverhoffte Ehre hatte, ihn zu vertreten.

Der Glockenschlag verlangsamte sich, just als er die Tür zur Sakristei aufstieß. Er hatte es geschafft, mit dem Verklingen des letzten Tons würde er vor den Altar treten, so wie es sein musste.

«Ich bin ja schon da», wehrte er den Küster ab, der ihm händeringend entgegenstürzte, «ich bin ja schon da. Nein, jetzt keine Debatte, Rubhoff, später, nun wartet die Gemeinde.»

Ärgerlich schüttelte er die nach seinem Talar greifende Hand des Küsters ab und öffnete die Tür zum Kirchenschiff. Wie erhebend wäre es, erklänge jetzt die mächtige Stimme der Orgel. Er liebte Musik, und die Orgel von St. Petri war weithin berühmt, doch leider gehörte der Frühgottesdienst einzig dem Wort und der stillen Andacht.

Abrupt blieb er stehen. Von Andacht konnte an diesem Morgen keine Rede sein. Die Gemeinde, sie war größer, als er erwartet hatte, saß nicht über ihre Gebete gebeugt in den Bänken, die Männer und Frauen, auch einige Kinder waren darunter, standen vor den Stufen des Altars wie vor einer Jahrmarktsbude und starrten stumm auf etwas, das er nicht sehen konnte.

«Was ist hier los?», rief er streng, allerdings klang es nach nicht viel mehr als einem Piepsen. Niemand wusste, dass er sich vor Menschen fürchtete, wenn es mehr als zwei waren und sie ihm näher als sechs Fuß kamen – was für einen Seelsorger und Mann Gottes höchst hinderlich war. «Was ist hier los?», wiederholte er. «So setzt euch doch, ich bin nun bei euch.»

Endlich bemerkte ihn jemand, ein Schubsen und Raunen ging durch die kleine Menge, und die Menschenmauer öffnete sich. Aber sie gingen nicht weg, setzten sich nicht in ihre Bänke. Warum gingen sie nicht endlich weg?

Seine Augen folgten ihren Blicken, und was er sah, er-

schien ihm wie der schlimmste Albtraum. Was für ein Sakrileg!

Direkt vor dem Altar lag ein Mann, Rock und Weste beschmutzt von Erbrochenem, die Beine gespreizt, die Hände über dem dicken Bauch gefaltet, und darunter, darunter – darunter war der Körper nackt. Bis zu den nicht mehr ganz weißen Strümpfen. Und dort!, an dieser besonderen Stelle des Körpers, die ein anständiger christlicher Mann selbst im ehelichen Schlafgemach nur in der Dunkelheit und so selten wie zum Erhalt einer Familie nötig unter der Decke entblößte, leuchtete im frühmorgendlichen Dämmerlicht ein großer runder Fleck in tieferer Farbe. In Scham und Entsetzen wandte er den Blick ab, sah dem Mann, den er sehr wohl erkannte, ins Gesicht und zog scharf die Luft ein. Dort, wo seine Ohren, bescheidene menschliche Ohren, ihren Platz hatten, hingen borstige Schweinsohren.

«Tot», schnaufte der Schmied vom Pferdemarkt in die Stille. «Hecker is tot, keine Frage.»

Das Aschenmädchen der Matthews kicherte nervös, eine andere Stimme, sie gehörte einer Zwiebelverkäuferin aus Bardowick, murmelte etwas von der Sittenlosigkeit der Stadtleute. Und mitten hinein in die nun aufbrandenden Mutmaßungen, auch ein Besuch des Teufels während der vergangenen Nacht wurde als Erklärung für dieses unerhörte Ereignis erwogen, mitten hinein dröhnte plötzlich kurz und heftig ein rülpsender Schnarcher.

Wilbur Hecker war nicht tot. Aber als er gleich darauf erwachte und sein Bewusstsein sich den Weg durch den Nebel in seinem Kopf gekämpft hatte, als er in die Gesichter sah, eine ungewohnte Kälte am Unterleib spürte und endlich begriff, hätte er zum ersten Mal in seinem behaglichen Leben nichts dagegen gehabt.